

Das Mündel

Heute wäre der Berliner Quizmaster Hans Rosenthal 75 Jahre alt geworden. Lange verschollene Akten ergänzen die Geschichte seines Lebens

Der Junge war 17 und ein bisschen sauer. Sie hatten ihn erwischt, wie er sich heimlich aus dem Heim schlich, sie hatten ihn getadelt, weil seine Kleidung nicht so war, wie sie hätte sein sollen. Und, so glaubte er wenigstens, sie verstanden nicht, dass er frei sein wollte. Dafür wurde er nun bestraft. Er sollte weg, in ein anderes Heim, sollte getrennt werden vom kleinen Bruder, „der so sehr an mir hängt“, seit die Eltern gestorben waren. Und bekennen sollte er sie auch noch, „seine kleine Dummheit“, in einem eigens zu verfassenden Lebenslauf. Den schrieb er in seiner ein wenig ungelungenen Kinderschrift und beendete ihn mit dem Satz „Nun bin ich hier und mein Lebenslauf ist beendet.“

Das Blatt ist nicht datiert und die Handschrift sieht aus, wie jugendliche Handschriften eben so aussehen. Da spielt einer gerne Fußball, überlegt, ob er nun Schlosser oder Tischler werden soll. Die 32 Zeilen sind traurig, aber eigentlich auch nicht trauriger als die Geschichte anderer Waisen. Ungewöhnlich ist höchstens, dass sich da ein 17-jähriger Gedanken über den Zionismus macht: Den hat er erst in dem Lausitz-Dörfchen Jessen „als erst zu nehmende Bewegung“ kennen gelernt. Und dabei festgestellt, dass jeder zweite Jude Schlosser oder Tischler werden wolle. Weshalb es doch eigentlich ziemlich überflüssig wäre, wenn er nun auch Schlosser oder Tischler würde.

Er tat weder das eine noch das andere. Er wurde Quizmaster und schrieb Fernsehgeschichte. Er sollte sich einmal Sendungen ausdenken, wie „Rate mal mit Rosenthal“ oder „Allein gegen alle“. Er sollte „Dalli Dalli“ rufen und „Das ist Spitze“, dazu würde er mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Luft springen und lachen. Aber das konnte der 17-jährige Hans Rosenthal natürlich nicht wissen, nicht einmal ahnen – selbst wenn ein ehemaliger Klassenkamerad sich heute erinnert, dass die Radio- und Fernsehkarriere so abwegig nicht war, „irgendwie konsequent“, schon der junge Hans stand gern im Mittelpunkt und ergriff immer die Initiative.

Als Hans Rosenthal im August 1942 seinen ersten Lebenslauf verfasste, gab es noch kein Fernsehen. Radio gab es schon, nur nicht für Juden. Seit dem 23. September 1939 durften sie in Deutschland nicht einmal mehr einen Radioapparat besitzen. Aber selbst wenn, ein jüdischer Waisenjunge hatte im Berlin des Jahres 42 keine Zukunft mehr. Und Sätze wie „...mein Lebenslauf ist beendet“ hatten in diesem Sommer einen Klang als zu anderen Zeiten.

Nur die Bewag grüßt „Heil Hitler“

Der Lebenslauf trägt die Seitenzahl 85, ist Teil einer über 200 Blatt starken Akte. „No 1725“ steht auf dem Deckel, „Sammelvormundschaft der jüdischen Gemeinde zu Berlin“. „No 1725“ ist eine von 106 erhaltenen jüdischen Vormundschaftsakten aus der Zeit des Holocaust, es ist die Akte der Brüder Gert und Hans Rosenthal: ein Ordner voll mit Notizen, Rechnungen, Belegen, Briefen und Berichten. Nicht viele jüdische Quellen haben den Holocaust überdauert. Diese lag bis 1996 unbeachtet im ehemaligen Staatsarchiv der DDR in Coswig. Wenn am 8. Mai die Ausstellung „Juden in Berlin 1938 bis 1945“ im Centrum Judaicum eröffnet, werden Dokumente aus dieser Akte neben Erinnerungen aus dem Nachlass Rosenthals wichtige Quellen zu Rekonstruktion jüdischen Lebens sein.

Einem David Irving, der derzeit vor einem Londoner Gericht um seine Reputation als Historiker streitet, wäre eine Akte wie die der Rosenthals vielleicht Beleg, dass der Holocaust so gar nicht stattgefunden hat. Denn von Enteignung, Vertreibung oder gar Mord ist nie die Rede. Im Gegenteil, die Akte scheint die reibungslose Zusammenarbeit jüdischer Wohlfahrtseinrichtungen und staatlicher Stellen zu bezeugen. Bei oberflächlicher Lektüre könnte man sogar von einem vernünftigen Miteinander sprechen: Jüdische Einrichtungen setzen die Interessen ihrer Zöglinge durch, Renten, Lebensmittelkarten, Zuzugsbescheinigungen werden beantragt und gewährt. Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde, inzwischen zur „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ umgetauft, werden in den Akten im Zeichen des Naziadlers als „sehr geehrte Herren“ angeredet und mit „Hochachtungsvoll“ verabschiedet. Nur der Bewag rutscht mal ein „Heil Hitler“ raus, als sie ihre Stromlieferung abrechnen will. Alle Beteiligten bedienen sich einer Sprache, die jeden Verdacht auf das ungeheure, undenkbbare Verbrechen zu zerstreuen scheint. Und doch fügt sich dieses Aktenbündel in ein Puzzle, an dessen Ende ein ganz anderes Bild steht.

Nicht, dass das Schicksal der Rosenthals unbekannt gewesen wäre. Hans Rosenthal selbst hat es in einer Autobiografie beschrieben. Aber die „Dalli, Dalli“-Präsenz hat dieses erste Leben – wie er es selbst nannte – irgendwie überstrahlt. Das heißt, einige meinten, Bescheid zu wissen. Zum Beispiel jene, die bei Auftritten von Tennis Borussia immer „Judenverein“ riefen, jenem Verein, bei dem sich Rosenthal als Vorsitzender engagiert hatte. Gelegentlich wird heute noch gerufen, 13 Jahre nach dem Tod Rosenthals, der am 2. April 75 Jahre alt geworden wäre.

„Ich, Hans Rosenthal, bin am 2.4.25 geboren“, schrieb der 17-jährige. „Meine Kindheit verlief bis zum 6. Lebensjahr normal. Ich besuchte dann die Volksschule. Nachdem ich die Schule vier Jahre besucht hatte, wurde ich auf die jüdische Mittelschule umgeschult.“ Da verlief sein Leben schon nicht mehr normal. Es war nämlich keineswegs ausgemacht gewesen, dass er die jüdische Mittelschule in der Großen Hamburger Straße besuchen sollte. Abitur würde er dort zum Beispiel nicht machen können. Trotzdem war es 1935 in der jüdischen Mittelschule schon ziemlich eng geworden. In der Großen Hamburger Straße kamen Schüler aus ganz Berlin, unter ihnen auch ein Klassenkamerad und Namensvetter: Hans Alfred Rosenthal. Der erinnert sich an die Umschulung wie an eine Befreiung, „endlich hörten die Hänseleien und Drangsalierungen durch Mitschüler und Lehrer auf“. Andere litten darunter, aus der bisherigen Gemeinschaft ausgeschlossen zu sein.

Auch für den kleinen Gert Rosenthal war 1935 nichts mehr normal. Ein Jahr zuvor war er an spinaler Kinderlähmung erkrankt und im Virchow-Krankenhaus geheilt worden. Seitdem war er mit seiner Mutter immer zur Blutspende gekommen, die Ärzte gewannen aus seinem Blut ein Serum gegen Kinderlähmung – bis 1935, bis zu den Nürnberger Rassegesetzen. Nun war das Blut des Dreijährigen nicht mehr gefragt.

„Mit 13 Jahren verlor ich meinen Vater. Er war mir in jeder Beziehung insbesondere in Schulangelegenheiten, ein Mensch, der mich auf meine Pflicht hinwies.“

Was Rosenthal in seinem Lebenslauf nicht schreibt, ist, dass der Vater in seinem Todesjahr – er stirbt 1937 an Nierenversagen – die Arbeit verloren hat: 1937 glaubt die Deutsche Bank, den jüdischen Angestellten nicht mehr halten zu können. Immerhin, man bietet ihm eine Stelle in Kairo an – die Chance zur Emigration. Knapp 40 000 der ursprünglich 160 000 Berliner Juden haben sich zu diesem Zeitpunkt schon zur flucht entschlossen. Jüdische Rechtsanwälte, Ärzte, Lehrer, Polizisten

dürfen ihre Arbeit nicht mehr oder nur noch unter Auflagen ausüben. Juden dürfen keine Buchhandlungen mehr führen und keine Verlage, sie dürfen keine Schwimmbäder mehr betreten und Ende 1937 werden die ersten Parkbänke mit der Aufschrift „Für Juden verboten“ aufgestellt. In den Akten der Jüdischen Sammelvormundschaft mehren sich die Fälle mittelloser Kinder aus Ehen, die unter Druck von Ausbürgerungen und Rassegesetzten zerbrechen. Die Rosenthals wandern nicht aus, aber Hans bereitet sich im Lager Jessen auf eine Zukunft in Palästina vor.

„Gert R. ist sehr schwächlich, wiegt 36 Pfund“, heißt es in einem Bericht der Jüdischen Wohlfahrts- und Jugendpflegestelle 1939. Die Mutter ist krebskrank, die Großeltern Isaak leben im selben Haushalt und erhalten keine Unterstützung mehr. Geld für den Hort ist nicht da. 1941 stirbt die Mutter an Darmkrebs. „Ich gab dadurch ungerne meine Landarbeit auf und zog nach Berlin zu meinem Bruder ins Waisenhaus“, schreibt der Junge für die Akten. Nun sind die beiden Kinder ein Fall für die Jüdische Sammelvormundschaft. Die städtische Fürsorge ist für Juden schon seit zwei Jahren nicht mehr zuständig. Geld für ihre notleidenden Mitglieder muss die „Reichsvereinigung der Juden“ selbst aufbringen. Und noch etwas hat sich verändert: Die beiden Jungen werden fortan nur noch mit den Zwangsnamen Hans Israel und Gert Israel Rosenthal abgeschrieben.

Ihr Vormund, Fritz Israel Lamm, hat zu diesem Zeitpunkt einige 100 Mündel. Er hilft bei der Auflösung der elterlichen Wohnung, schreibt an den Onkel Ernst Rosenthal, wo der Erlös aus dem Verkauf der Möbel abgeblieben sei. Die Tante antwortet, „dass mein Mann immer noch abwesend ist, und ich Ihnen wirklich keine genaue Aufstellung der Sachen machen kann“. „Abwesend“ bedeutet: Onkel Ernst ist inzwischen im Konzentrationslager Sachsenhausen. Er hatte sich geweigert, den Judenstern zu tragen und damit gegen die Polizeiverordnung verstoßen. Drei Wochen später wird Ella Rosenthal die Nachricht erhalten, dass Onkel Ernst in Sachsenhausen an Herzversagen verstorben sei.

Fritz Lamm beantragt Waisenrente für seine Mündel beim „Beamtenversicherungsverein des deutschen Bank- und Bankiergewerbes zu Berlin“, der Versicherung des Vaters. 204,04 Mark im Vierteljahr werden bewilligt, „diesen Betrag werden wir auftragsgemäß überweisen, nachdem uns eine polizeilich beglaubigte Bescheinigung eingereicht ist, dass ihre Mündel noch am Leben sind“, heißt es im Antwortschreiben. Eine Formalie. Oder vermutet man, dass die Rente bald entfällt? Das Schreiben ist am 28. Juni 1942 eingegangen. Zwei Tage vorher hat ein Osttransport mit 202 Juden die Stadt verlassen. Es ist der 17. seit Beginn der Deportationen am 18. Oktober 1941. Ziel sind die Konzentrationslager Majdanek und Sobibor. Am 11. Juli 1942 wird der nächst Transport abgehen, der erste nach Auschwitz. Inzwischen sind rund 12 000 Berliner Juden deportiert, 50 000 leben noch in der Stadt. Hans Rosenthal bereitet sich schon lange nicht mehr auf eine Zukunft in Palästina vor. Das Lager Jessen ist geschlossen, seit Oktober 1941 besteht Emigrationsverbot.

Das Jugendschutzgesetz ist für Juden seit Dezember 1941 aufgehoben. Hans ist Zwangsarbeiter, wie die anderen 16-jährigen im Heim auch. Die meisten fangen in Borsigwalde an, bei der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik. Nach dem Krieg wird die Firma ihr Kürzel DWM beibehalten und Deutsch Waggon- und Maschinenfabrik heißen, heute gehört sie zu Adtranz. Hans vermittelt das jüdische Arbeitsamt in die Blechschneiderei Alfred Hanne in Weißensee. Dort arbeitet er für 35 Pfennige die

Stunde. Als Erwachsener wird er eine Entschädigung erhalten, sein Stundenlohn dadurch nachträglich auf 72 Pfennige erhöht.

Im Jüdischen Kinderheim ist der Zögling renitent. Sein Erzieher Süßmann beklagt sich in einem Bericht für die Vormundschaftsakte, dass die Jungen das Tragen des Judensterns missachten, dass Rosenthal versucht, sich heimlich mit Freunden zu treffen, dass er sich mit Mädchen schreibt. Man fürchtet Ärger mit den Behörden, „es ist daher durchaus notwendig, um unser Heim nicht zu gefährden, den Jungen in eine kleinere Gemeinschaft zu geben“. Rosenthal wird von seinem Bruder getrennt, muss das Auerbach'sche Waisenhaus verlassen und wird in das Jüdische Jugendwohnheim in der Rosenstraße 2-4 eingewiesen. Zum Einstand schreibt er besagten Lebenslauf.

In seiner Biografie wird sich Rosenthal über den strengen Erzieher beklagen, aber eines wird er ihm zugute halten: Als die Kinder abgeholt werden, wird sie Süßmann nicht im Stich lassen. Er wird sie auf die Reise Richtung Osten begleiten, freiwillig. Auch die Kinder im Auerbach'schen Waisenhaus wissen von dem bevorstehenden Transport. Gert kauft von seinen Ersparnissen 50 Postkarten. Der Zehnjährige adressiert die Karten vor und will seinem Bruder alle zwei Tage eine schicken. Keine kommt an. Stattdessen finden sich in der Vormundschaftsakte Briefe Fritz Lamms an die Reichsversicherungsanstalt und an den Beamtenversicherungsverein: „Hierdurch teile ich Ihnen mit, dass mein Mündel Gert Israel Rosenthal, geb. am 26.7.32, in diesem Monat abgewandert ist. Sein Bruder Hans Israel ist noch hier.“ Und noch ein Schreiben muss er auf den Weg bringen: „Das Vermögen des Gert Israel“, es handelt sich um ererbte Pfandbriefe im Wert von 1000 Mark, „muss aufgrund der 11. Verordnung zum Reisbürgergesetz dem Herrn Oberfinanzpräsidenten - Vermögens - Verwertungs - Außenstelle Berlin N.W. Alt Moabit 143 – gemeldet werden“. Von Vertreibung ist keine Rede, von Mord auch nicht, es wird lediglich „abgewandert“. Aber alle wissen: Rente fällt nicht mehr an, Vermögen geht in die Verwertungsstelle. Der zehnjährige Gert ist derweil mit dem 21. Osttransport auf dem Weg nach Riga. Dort verliert sich seine Spur.

Was aber ist mit Hans? Das Amtsgericht fragt die Jüdische Sammelvormundschaft und muss sich erst einmal einen neuen Ansprechpartner suchen: Fritz Israel Lamm ist „behindert“, wie es in einer weiteren Notiz heißt. „Behindert“ meint verhindert und bedeutet: Fritz Lamm ist von der Gestapo erschossen worden – als Geisel für 20 Angestellte der Jüdischen Gemeinde, die untertauchen, als auch sie für den Zug nach Riga ausgewählt werden.

Hans hat Glück. Als das Jugendwohnheim Rosenstraße im Dezember 1942 nach Auschwitz geschickt wird, ist er auf Montage in Pommern. Dort befindet sich das Außenlager der Blechfabrik Hanne. Versehentlich wird auch er als „abgewandert“ gemeldet, taucht wieder auf und soll bei einem Fräulein Lewy einquartiert werden. Bevor er dort einziehen kann, muss auch das Fräulein Lewy „abwandern“.

„Wo ist Hans?“, will schließlich der Bezirksbürgermeister Prenzlauer Berg in einem Schreiben an die Jüdische Vormundschaft wissen. dort hat man inzwischen einen neuen Vormund bestimmt, aber bevor der die Sache klären kann, ist auch er „zur Abwanderung gelangt“. Wieder wird ein neuer Vormund bestellt, aber der betreibt die Sache nicht mehr besonders energisch. Einmal noch fragt er in Pommern an, aber im Arbeitslager hat man keine Überblick mehr. „Es wird angenommen“, heißt es in der Antwort der Firma Hanne, „dass R. ebenso wie andere dort beschäftigte jüdische Arbeitnehmer im Zuge der Abwanderung von der Stapo erfasst wurde“. Der Vormund

übergibt die Vermögenswerte dem Oberfinanzpräsidenten und schließt die Akte. Über 35 000 Berliner Juden werden bis 1945 in die Vernichtungslage im Osten deportiert, weitere knapp 15 000 nach Theresienstadt.

Flucht in den Untergrund

Hans ist immer noch in Berlin. Als im Zuge der „Fabrikation“ Ende Februar 43 die jüdischen Zwangsarbeiter deportiert werden, war das für ihn das Signal, in den Untergrund zu gehen. Er hat eine christlich Großmutter. Sie kann ihm nicht helfen, aber sie vermittelt ihn an eine ältere Dame, die ihn in ihrer Laube in Lichtenberg versteckt. Dort wird sich Hans zwei Jahre verbergen. Die einzigen Momente der Freiheit sind die Luftangriffe: „Wenn die Piloten da oben wüssten, wie sie mich erfreuen“, schreibt er in seiner Autobiografie. Nur, wenn die Bomben fallen und sich keiner mehr nach draußen traut, wagt er's sich auf die Straße. In der Laube hört er heimlich ein selbstgebasteltes Radio ab und markiert das Vorrücken der Alliierten mit blauen und roten Fähnchen.

Er muss erleben, wie seine Beschützerin stirbt und hat das Glück, eine andere zu finden, die ihn versteckt. Schließlich wissen zehn Leute von seinem Geheimnis, und jeder könnte ihn ans Messer liefern. Aber keiner tut es. Im Gegenteil, jetzt, wo der „Endsieg“ ausgeschlossen scheint, sieht ihn offenbar manch einer als eine Art Rückversicherung, glaubt sogar, der kleine Hans könne sie vor den alliierten Bomben schützen.

Am Ende tritt er den sowjetischen Soldaten mit dem gelben Stern am Jackett entgegen und kommt dabei fast um. Die Rotarmisten haben Majdanek befreit und erlebt, wie SS-Wachen mit dem Judenstern am Revers zu entweichen versuchten. Jetzt wollen sie Rache nehmen.

Ein Offizier tritt dazwischen und fordert Rosenthal auf, das jüdische Glaubensbekenntnis aufzusagen: „Schma Jisroel, Adonaj Elauhenu, Adonaj echod – Höre, Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist einzig“, antwortet er. Hans Rosenthal darf den Stern abnehmen.